

Die goldene Nadel

Von Ventura Garcia Calderón, aus dem Spanischen von Heinz Haupt

Nöchelnd stürzte das Pferd zu Boden. Wächlein von Schweiß rannen von seinem im Tode zuckenden Körper und ein Strom schwärzlich-roten Blutes entquoll dem Munde. Der Reiter war abgesprungen und stand zu Füßen der monumentalen Treppe der Hacienda von Ticabamba. Ueber die Brüstung des geräumigen Balkons aus Bedernholz neigte sich der sonnengebräunte Schädel des Besitzers Don Timoteo Mondarag.

Höhnisch klang die Stimme des Alten, als er den Ankömmling anrief, der merklich zitterte: „Was ist los, Borrabito, daß dir die Knie so zittern? Sei unbesorgt, wir essen hier keine Menschen. Sprich!“

Der Borrabito, so genannt wegen seiner Bodennarben, sah verzweifelt nach den breiten Hut aus Pipijapa und bemühte sich, tausend Dinge auf einmal zu sagen: das plötzliche Unglück, sein nächstlicher Mitt von zwanzig Leguas, der stricke Auftrag in kürzester Zeit anzulangen, auch wenn das Tier am Wege zusammenbreche — und außer Atem fügte er hinzu: „... und dann soll ich Ihnen sagen... daß mir sagte Conrado... daß ich Ihnen sagen möge... daß Grimanesa gestern plötzlich starb...“

Wenn Don Timoteo hierauf nicht den Revolver zog, so geschah dies zweifellos auf besonderes Gebot der göttlichen Vorsehung. Mit einigen hastigen Sprüngen stand er vor dem Diener, rüttelte ihn und schrie ihn an:

„Gestern abend? ... ist sie gestorben? ... Grimanesa? ...“

Er bemerkte hierauf vielleicht etwas in den dunklen Erklärungen des Borrabito, aber, ohne ein weiteres Wort zu sagen, ging er und sattelte sein bestes Reitpferd. Sodann gab er Auftrag, Anna-Maria seine Tochter nicht zu wecken, und jagte in gestrecktem Galopp in der Richtung des Besitztums seines Schwiegersohnes Conrado Vasadre davon.

Conrado Vasadre hatte im vergangenen Jahre Grimanesa, die schöne, bleiche Amazone, geheiratet. Es war die beste Partie des ganzen Tales. Die Hochzeit ein Fest ohne Gleichen, mit bengalischen Feuerwerk, indianischen Tänzern in braunen Mitteln, indianischen Sängern, die immer noch den Tod der Inka betrauern, der in fernen Jahrhunderten geschah, aber weiterlebt in den Versen der gedemütigten Rasse, wie die Gesänge von Sion in der erhabenen Düsterteit der Bibel. Und diese glückliche Ehe seiner Tochter mit dem sympathischen und stolzen Conrado Vasadre sollte so enden? ... Verdammte!

Und während er, mächtig beeindruckt, an jenes Fest dachte, drückte er die großen, silbernen Sporen dem Pferd in die blutenden Flanken. In wenigen Stunden wollte er in Sincavilca, dem Feudalsitz der Vasadres, sein.

Bei hereinbrechender Nacht vernahm er plötzlich den Widerhall des Galopps eines Reiters. Aus Vorsicht sah er seine Pistole in die Luft und rief: „Wer da!“

Es jügelte der andere sah sein Pferd und antwortete mit einer Stimme, die schlecht die Angst verbarg:

„Ein Freund! Erkennen Sie mich nicht? Ich bin der Verwalter von Sincavilca und hole den Pfarrer zum Begräbnis.“

Don Timoteo war so sehr mit seinen düsternen Gedanken beschäftigt, daß er es unterließ zu fragen, weshalb es solche Eile mit dem Herbeiholen des Pfarrers habe und aus welchem Grunde der Kaplan nicht auf Sincavilca sei. Er winkte mit der Hand zum Gruße und jagte weiter.

Schon bei dem innumensen Tor, das den Hof des Besitzers abschloß, machte sich eine beunruhigende Stille bemerkbar. Selbst die Hunde rochen den Tod und waren verstummt. Die silberbeschlagenen Türen des Hauses waren mit Flor, in Form des Kreuzes, behangen. Don Timoteo durchquerte die verlassenen Salons ohne die stützenden Sporen abgenommen zu haben und gelangte in das Schlafzimmer der Toten, wo Conrado Vasadre schlüchzte. Mit tränenerstickter Stimme bat der Alte ihn allein zu lassen. Und als er die Tür mit eigener Hand geschlossen, stöhnte er laut auf, brach in die Knie, beschimpfte die Heiligen, rief Grimanesa bei Namen und küßte ihre leblose Hand, die immer wieder zur Seite fiel, zwischen Jasmin und Levkojen. Ernst und still ruhte Grimanesa, wie eine Heilige. Die Hüften verborgen in der Kapuze und die schönen Hüften gefangen in dem schweren Karnevalsgewande, das man dort den schönen Toten anlegt gemäß altem Brauche. Auf ihrer Brust lag ein schweres Kreuz aus Silber, das einst ihren Ahnen Taktisman gewesen, gegen aufständische Indianer.

Als Don Timoteo das verklärte Antlitz küßte, öffnete sich das Kleid der Toten über der Brust und ... da versiegten mit einem Male die Tränen, er fuhr zurück vor dem Leichnam wie ein Wahnsinniger. Sein Blick flog nach allen Seiten, er barg etwas auf seiner Brust, stürzte hinaus und ohne sich von irgend jemandem zu verabschieden ritt er zurück nach Ticabamba, trotz tiefster Nacht.

Während sechs Monate ging niemand von einer Hacienda zur anderen, noch konnte sich jemand dieses seltsame Stillstehens erklären. Nicht einmal dem Begräbnis hatte Don Timoteo beigewohnt. Er schloß sich in sein Zimmer ein, sprach tagelang kein Wort und blieb taub gegen alle Bitten Anna-Marias, die ebenso schön war wie Grimanesa, ihre Schwester. Nie erfuhr sie den Grund seines sonderbaren Betragens, noch warum Conrado Vasadre sie nicht besuchen kam.

Doch eines klaren Sonntags im Juni erhob sich Don Timoteo gut gelaunt und schlug Anna-Maria vor, mit ihm nach Sincavilca zu reiten. Diese war so überrascht und erfreut über diesen Entschluß, daß sie fast außer sich geriet. Vor dem großen Spiegel probierte sie das lange

Kleid der Amazonen und den breiten Hut aus Pipijapa, der es notwendig machte, mit einer langen Nadel an dem duffigen Haar befestigt zu werden. Als sie der Vater so sah, gebot er, indem er verstört auf die Nadel blickte: „Nimm die Nadel weg!“ Seufzend gehorchte Anna-Maria.

In Sincavilca war Conrado eben dabei ein wildes Füllen zu zähmen. Mit einem eleganten Sprung sah er ab. Als er vor Anna-Maria stand, die so sehr der verstorbenen Schwester gleich, schien er die Sprache verloren zu haben. Lange betrachtete er sie stumm.

Niemand sprach von dem Geschehen, niemand erwähnte den Namen Grimanesa. Nicht einmal ihr Grab suchten sie auf.

Von da ab wiederholte sich jeden Sonntag der Besuch auf Sincavilca. Conrado und Anna-Maria verbrachten den Tag in selbiger Vergnügung. Tief tauchten ihre Augen ineinander und ihre Hände fanden sich zu raschem, zärtlichem Drucke, wenn der Alte ihnen den Rücken lehrte.

Es war an einem Montag, als Conrado — stolz und Reiter geschmückt mit dem ganzen Prunk der ehemaligen Libertadores — auf Ticabamba vorsprach.

Er vermied diesmal das respektvolle „Don Timoteo“ und sagte, wie in früheren Zeiten, als er noch der Bräutigam Grimanesas war:

„Ich möchte Sie sprechen, Vater!“

Hierauf schlossen sie die beiden in den Salon ein, wo das Bild der toten Tochter hing. Mit geschlossenen Augen, im Verhöhnung in sich zusammengesunken, hörte der Alte Conrado an, der mit unsicherer und bewegter Stimme um die Hand Anna-Marias bat. Es folgte eine lange, drückende Stille. Don Timoteo schien zu schlafen. Plötzlich sprang er auf, so kraftvoll, als ob die Jahre der eisernen Konstitution dieses alten Peruaners nichts hätten anhaben können.

Er entnahm einer Kommode eine eiserne Kassette mit kompliziertem Verschluss, der tausend Handgriffe und einen Wibelprüfdruck notwendig machte, um sich öffnen zu lassen. Aus ihr brachte er mit bebender Hand eine goldene Nadel zum Vorschein. Es war eine jener „Tupos“, die die Indianerinnen zum Zusammenhalten des Mantels benutzten, aber viel länger, spitziger und mit schwarzem, getrocknetem Blut befestigt.

Als Conrado sie erblickte fiel er auf die Knie und stöhnte: „Grimanesa, meine arme Grimanesa!“

Doch der Alte deutete mit einer heftigen Handbewegung, daß jetzt nicht der Augenblick zum Jammern sei. Mit übermenschlicher Anstrengung verbarg er seine eigene Erregung und preßte heiter heraus:

„Die zog ich aus ihrer Brust als sie tot war... Du selbst stachst ihr sie ins Herz... Stimmt es?“

„Ja, Vater,“ stöhnte Conrado totenbleich. „Betrog sie dich etwa?“

„Ja, Vater!“
 „Verstehe sie bevor sie stirbt?“
 „Ja, Vater!“
 „Weiß es niemand?“
 „Nein, Vater!“
 „War es mit dem Verwalter?“ fragte der Alte unerbittlich weiter.
 „Ja, Vater!“
 „Warum tötelest du ihn nicht auch?“
 „Er floh wie ein Feigling.“
 „Schwörst du ihn zu töten, wenn er zurückkehrt?“
 „Ja, Vater!“
 Eine Weile herrschte Stille. Dann hustete der Alte laut, erfaßte die Hand Conrados und sagte schon fast ohne Atem:
 „Und wenn Anna-Maria dich betrügt, dann tue das selbe! Nimm!“
 Er überreichte ihm die goldene Nadel mit derselben Feierlichkeit, wie dereinst die Großväter den Söhnen den Säbel überreicht haben mögen, faßte mit hartem Griff nach dem Herzen und bedeutete dem Schwiegerjohn zu gehen, denn es ist nicht gut, daß man schluchzen sieht den fürchterlichen Don Timoteo Mondaraz.

Spinnweben im Sommer

Nachdenkliches Lied eines Kleinbürgers
Von Pierre

Ich bin nicht alt —, vielleicht so vierzig Jahre,
Doch hab' ich daran wohl noch nicht gedacht —,
Wie war ich jung —, die vielen grauen Haare
Hab' ich wohl schon mit auf die Welt gebracht ..

Punkt acht Uhr früh beginne ich mein Leben,
Der Schreibtisch dort, von Tinten arg besleckt,
Kann über mich wohl jeden Ausschluß geben,
Mein Dasein ist in ihn hineingesteckt ..

Von früh bis spät addiere ich hier Zahlen,
Groß die Verpflichtung, kleiner das Gehalt,
Hier wird das Leben richtig klein zermahlen,
Und wenn man Glück hat, wird man schneller alt ..

Das kleine Zimmer kann kein Licht vertragen,
Haus hohe Mauern sind sein bis a bis,
Man dämmert hin, von seiner Pflicht erschlagen,
Weshalb das alles —, das verstand ich nie ..

Das Spinnweb oben an der rechten Ecke
Ist hier im Dienst mein einziges Wohl,
Ich komm' mir manchmal vor wie eine Schnecke,
Die ohne Haus ist und doch weiter will — ..

Hier das Lineal, dort Stifte, Gummi, Feder,
Das liegt, stramm ausgerichtet, wie trainiert,
In starrer Tradition bis auf den Zentimeter —,
Gut zwanzig Jahre hab' ichs exerziert ..

So sit' ich nun im Dunst der vielen Zahlen —,
Und alles Geld, von dem mir nichts gehört —
Ich darf vertretungsweise Unterschriften malen,
Weil man auf mich und meinen Rechtsinn schwört —!

Im allgemeinen hab' ich nicht zu klagen,
Nur wenn der Sommer mich hier überfällt,
In meinem Spinnweb bildlich sozusagen,
Nagt sich in mir die Sehnsucht nach der Welt — ..

Dann möchte ich das Lineal verrücken —,
So sehr gerat' ich aus dem Gleichgewicht —
Nur, jenes Spinnweb oben zu zerdrücken,
Das —, das erwig' ich auch im Sommer nicht —!

Wie ein Film geschnitten wird

Von Stephen Harrison

Was versteht man unter Filmschneiden? Die einfachste Definition scheint mir die folgende zu sein: das Schneiden eines Films besteht in der Auswahl seiner besten Stücke, die man dann in der besten Anordnung zusammenfügt.

Ich pflege dabei folgendermaßen vorzugehen:

Ein Film, der fertiggedreht ist, setzt sich aus mehreren hundert getrennten Szenen zusammen. Diese sind gewöhnlich mehrmals aufgenommen worden, ohne daß dabei eine bestimmte Reihenfolge eingehalten worden ist. Jedes Bruchstück des Dialoges und der Handlung ist von verschiedenen Blickpunkten und Entfernungen aus gefilmt worden.

Durch das Schneiden des Lichtspiels hat man nun die zirka 80.000 Meter Filmstreifen, die man verbraucht hat, zu den 2500 Metern zusammenzuflechten, aus denen das spielfertige Werk besteht. Dabei trifft man seine Wahl nach der Qualität der Photographie, dem Spiel der Darsteller, der Sauberkeit des Tones und der mehr oder minder glücklichen Einstellung.

Der Produktionsleiter wählt jeden Abend die besten Bilder aus, die im Laufe des Tages gedreht worden sind und ihm in seinem Privatstudio vorgeführt werden. Wenn eine gewisse Anzahl von Szenen auf diese Weise angeammelt worden ist, sehe ich sie durch und errichte einen Gesamtplan des Filmschnittes.

Die Moviola an der Arbeit.

Danaach wird jede Szene mit Hilfe der „Moviola“ getrennt vorgeführt. Die „Moviola“ ist ein Miniaturapparat, der den Film durch die vergrößernde Linse auf die Leinwand wirft und in jedem Augenblick angehalten werden kann. Mit roter Kreide streiche ich Anfang und Ende der Filmstücke an, die ich zu verwenden gedenke.

Daraufhin kann ich an sich nach dem Plan vorgehen, den ich vorher aufgestellt habe. Es ist aber auch möglich, daß ich durch unvorhergesehene Schwierigkeiten genötigt werde, diesen Plan vollständig umzuarbeiten. So kommt es z. B. vor, daß sich die spielenden Personen im Laufe des Dialoges nicht unter dem gleichen Blickpunkt zusammenfinden, so daß man die verschiedenen Stücke nicht aneinanderfügen

kann. Umgekehrt passiert es auch, daß sie nicht zu trennen sind. Diese rein mechanischen Gemische genügen häufig, um einen ganzen Schnittplan umzuwerfen, der den Film den rechten Rhythmus geben sollte.

Erste Vorführung mit Fehlern.

Die folgende Phase besteht in der Gleichschaltung von Bild und Ton. Dieser ist bis dahin auf getrennten Streifen aufgenommen worden. Die Parallelsierung geschieht mit Hilfe eines Synchronisators. Sobald diese Arbeit getan ist, kann der Film im Saal vorgeführt werden. Das ist für mich der aufregendste Augenblick. Während dieser ersten Vision gibt es nämlich immer noch Fehler zu korrigieren. Man muß stets mehrmals das beschriebene Verfahren wiederholen, bevor man sein Werk Fremden zeigen kann.

In diesem Augenblick ist der Film noch zweimal zu lang. So führt man ihn dem Produktionsleiter vor. Das ist immer eine harte Prüfung für den Cutter. Nicht nur, daß er Irrtümer begangen haben kann: der Produktionsleiter ist gewöhnlich nur zu sehr geneigt, alles, was ihn an dem Film enttäuscht, dem Cutter in die Schube zu schieben. Man muß also mit dem Produzenten über die verschiedenen Einzelheiten des Schnittes einig werden und die Länge des Werkes verkürzen.

Einfügung von Musik und Geräuschen.

Wenn man die endgültige Fassung in den Händen hat, muß man noch Musik und Geräusche mit dem ursprünglichen Dialog mischen. Das läßt sich vor Beendigung des Schnittes nicht machen, da man die Zeiträume, die für Musik und Geräusche reserviert sind, nach Minuten und Sekunden messen muß. Erst nach dieser Zurechtweisung des Hörbildes wird das Kelluloidband ins Laboratorium geschickt. Dort stellt man ein Negativ her, von dem man Exemplare abzieht, auf denen Bild und Ton vereinigt sind.

Wie man sieht, ist der Filmschnitt eine vorwiegend konstruktive und sehr verwickelte Arbeit. Selten macht sich ein Außenseiter den rechten Begriff von der Bedeutung des Schnittes. Fast alle Welt glaubt, daß der Film aus der Kamera vorführungsbereit herauskommt.

„Hol dich der Ausdruck!“

Eine Zoologie der Redensart

Wenn man alle die Wortspiele, Vergleiche und Redewendungen nebeneinander stellt, in denen wir zur Veranschaulichung mancher unserer Behauptungen und der Bitterung von Tieren bedienen, so können wir ohne Mühe eine Zoologie besonderer Art begründen. Der Naturwissenschaftler würde allerdings über viele der dort angeführten Tierbeschreibungen den Kopf schütteln und energisch bestreiten, daß die den Kreaturen angedichteten Eigenschaften im Naturreich wirklich zu finden seien. Um so mehr Freude an unserer „Zoologie“ aber werden die Sprachkundigen und der Psychologen haben; dieser wird aus der Fundgrube von Redensarten und Spracheigentümlichkeiten Aufschlüsse für seine sprachgeschichtlichen Forschungen schöpfen, jener aber wird feststellen, daß diese „Zoologie“ ihren Ursprung in einer

menschlischen Schwäche hat. Eigenschaften, die man an sich oder anderen feststellt und die man nicht gern beim rechten Namen nennen will, verteilt man unter die Kreaturen, die sich dagegen nicht wehren können, und indem man alsdann auf sie hinweist, gibt man jenen, die es verstehen wollen, einen deutlichen Wink, worauf Lob und Tadel zielen. Es ist weniger peinlich, wenn man von einer unschuldigen Kreatur behauptet, daß sie mit jenen Fehlern behaftet sei, die wir an uns selbst feststellen, aber nicht aussprechen wagen. Und wenn man jene Tiere und die ihnen widerspruchslos zuerkannten Mängel zitiert, erscheint die eigene Unzulänglichkeit in milderer Beleuchtung.

Manche Tiere werden von den einen als gut bezeichnet, während andere ihnen Schlimmes nachsagen. Leicht läßt sich daraus die Rolle er-

schließen, die das betreffende Tier im Daseinskampf des Menschen mit seiner Umwelt spielt. So wird z. B. der Wolf als das Urbild des Bösen bezeichnet, und in vielen Märchen übernimmt er die Rolle des Bösewichtes. Kaum eine der Nebenarten, in denen er erwähnt wird, weiß etwas Günstiges von ihm auszusagen. Im Gegensatz zu dieser Darstellung des Wolfes als eines grimmigen Feindes des Menschen steht die Hochschätzung, die der Wolf bei den Germanen genoss. Er war der Waldgenosse und der Pfadgänger in der Schlacht; in der Mythologie nimmt er eine rühmliche Stellung ein, und die Eigennamen, die seiner Erwähnung tun, lassen deutlich erkennen, daß man seine Kraft, seinen Mut, seine Unerfahrenheit und Stärke anerkannte. Der Fuchs wird vielfach mit teuflischen Eigenschaften ausgestattet, und auch das Fodden und Mufen des Aukucks erhält im Mittelalter eine geheimnisvolle Bedeutung. Die Schlange ist von alters her ein Symbol der Falschheit und der Verführungslust. Die Ratte, von der im übrigen nicht viel Gutes zu berichten ist, wird merkwürdigerweise von den Franzosen um ihrer Possierlichkeit und Niedlichkeit willen ohne Garm zitiert, während Kröte, Spinne und Wanze wohl allgemein verachtet werden, weil sie den Menschen erschrecken und ein Ekelgefühl in ihm wachrufen. Der Spatz und der Fioh werden mit mehr Milde zu heiteren Figuren dieser willkürlichen Zoologie, in der Gemeinung und Abneigung ebenso ihren Ausdruck finden wie Schurken, Tiefinnigkeiten und Empfindungen, deren Ursprung längst vergessen ist. Auf Gerechtigkeit kommt es dabei dem sich solcher Vergleiche aus dem Tierreich bedienenden Menschen nicht an: So nennt der Italiener einen schlauen Menschen

eine Wachtel, obwohl nichts diesen Vergleich rechtfertigt, während der kluge Kranich ungerichtweise als ein törichtes und dummes Tier zitiert wird. Auch die Eule, die keinesfalls über besondere Geistesgaben verfügt, weiß nicht, wem sie es zu verdanken hat, daß sie zum Vogel der Minerva und zum Symbol der Weisheit und der Wissenschaften gemacht wurde.

Leichter zu verstehen ist es, daß die Schwaben und Lerchen in Europa als Boten des Frühlings einen besonderen Ruhm genießen und in unzähligen Sprichwörtern und Redensarten genannt werden.

Zumeist war es eine nur sehr oberflächlich beachtete Ähnlichkeit in der Bewegung und dem Gehaben eines Tieres mit dem eines Menschen, das solch einen Vergleich ursprünglich hervorrief. So nennt der Engländer einen zerfahrenen Menschen ein „verrücktes Eichhörnchen“, weil ihn die Unbeholfenheit und die Unberechenbarkeit der Bewegungen dieses kleinen Tierchen zum Vergleich anregten. Auch der Frosch wird um der sonderbaren Art seiner Fortbewegung willen von dem Italiener in der Bezeichnung verwandt, daß ein Mann „Frosche im Kopf“ habe, weil seine Gedankensprünge eben so jäh und unvermutet seien, und warum der Franzose einem geistig verfallenen Menschen nachsagt, „Er hat einen Krebs im Schädel“, ist nicht schwer zu erraten, da der Krebs nun einmal des Rückwärtsgehens beschuldigt wird. Schließlich kann man auch Mücken, Grillen, Vögel, Käfer, Raupen, Spinnen und Schmetterlinge im Kopfe haben, wozu noch die lustige Redensart zu zählen ist: „Er hat eine Schwalbe unter dem Dache“, was besagen soll, daß der Betreffende nicht ganz richtig im Oberstübchen sei.

Herr Lehmann wirft seinen neuen Anker aus



seine Kleinkunstwerke aus diesem Material, wie Schachfiguren, Spielzeug der verschiedensten Art und Kuriositäten. Späne, Splitter und Staub, die nach der Verarbeitung der Hauptstücke übrig bleiben, werden sorgfältig in Säcken gesammelt und weiter verwendet. Die Splitter dienen hauptsächlich für Einlege-Arbeiten und kleine Schmuckstücken. Den Elfenbeinstaub verwendet man Polieren; ja, er wird sogar gegessen. Man England ein seltsames Gelee, das sogenannte „Ivory-Jelly“, in den Handel gebracht, allerdings wohl ohne sehr viel Liebhaber zu finden.

Elfenbein-Kuriosa

Die Verwertung des Elfenbeins zum Schmuck von Gegenständen reicht bis in die ältesten Zeiten zurück. Man hat in Gräbern der Hallstatt-Periode Schwergriffe gefunden, die mit Elfenbein ausgelegt waren. Aber schon viel früher wurden auf Mammutzähnen Zeichnungen eingeritzt, die zu den ältesten künstlerischen Schöpfungen der Menschheit gehören. Später erlangte die Elfenbeinschnitzerei eine hohe Blüte, der wir die herrlichsten kirchlichen und weltlichen Kunstwerke verdanken. Der Elfenbeinhandel bildete im Altertum eine wichtige Verbindung des Abendlandes mit Indien und Afrika, und im Mittelalter berichtet Marco Polo von den großen Mengen Elfenbein, die von Sansibar aus verschifft wurden. Im Altertum war das Elfenbein neben dem Gold der kostbarste Stoff, und die Griechen konnten für ihre Götterstatuen nichts Herrlicheres finden als die Verbindung dieses leuchtenden Weiß mit dem Feuer des Goldes, wie sie in den „Hyphalefantinen“ Statuen des Phidias zum Ausdruck kam. Martial erzählt, daß sich die Damen der römischen Kaiserzeit künstliche Zähne aus Elfenbein machen ließen.

Die Zähne des afrikanischen Elefanten haben sich als viel haltbarer und besser erwiesen, als die des indischen; die feinsten Sorten kommen aus der Nähe des Äquators. Man unterscheidet zwischen hartem, halbhartem und weichem Elfenbein. Seitdem von Mitte des vorigen Jahrhunderts an das Innere Afrikas erschlossen wurde, sind riesige Mengen Elfenbein von dort ausgeführt worden. Man hat berechnet, daß in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts jährlich im Durchschnitt 65.000 afrikanische Elefanten getötet wurden, die 850.000 Mito Elfenbein

lieferten. Mit dem Elfenbeinhandel entwickelte sich dann auch der Verkauf des „schwarzen Elfenbeins“, wie man die Elfenbeine nannte. Um die Ausrottung des Elefanten zu verhindern, mußte man Schutzmaßnahmen durchführen und man griff zu den riesigen Schäten, die bei den Stammeshäuptlingen gespeichert und zum großen Teil in der Erde vergraben waren.

Die gesteigerte Nachfrage nach Elfenbein begann, als man diesen Stoff in immer größerer Maße für Billardkugeln und Klaviertasten verwendete. Dieses Bedürfnis entwickelte sich erst im 18. Jahrhundert, denn das Billard ist, obwohl es schon im 16. Jahrhundert in Italien aufkam, erst seit dem 18. Jahrhundert allgemein beliebt geworden und zu derselben Zeit fing man an, weiße Klaviertasten in Gebrauch zu nehmen, nachdem die Damen, die zuerst durch schwarze Ebenholztasten die Schönheit ihrer Hände besser hervorheben wollten, erkannt hatten, daß die schwarzen Tasten beim Spiel zu sehr vor den Augen verschwammen. Das Drehen der Billardkugeln ist eine sehr schwierige Arbeit, für die nur die beste Qualität verwendet werden kann. Die Ringe, die dabei übrig bleiben, prangen meist an den Armen indischer Frauen, die diesen Schmuck sehr hoch schätzen. Im 18. Jahrhundert, zur Blütezeit der Stodmode, wurde viel Elfenbein für kostbare Stodgriffe verarbeitet. Heute benutzt man Elfenbein noch vielfach für Messer- und Gabelgriffe zur Anfertigung von Rähmen und anderen Gebrauchs-, beziehungsweise Schmuckgegenständen.

Die Hauptländer der Elfenbeinindustrie sind Deutschland und die Vereinigten Staaten. Seit uralter Zeit liefern China und Indien

Fabeln

Von Karel Capel.

Der Hentler: „Ihr könnt mir glauben, unsereiner hat auch Gefühl. Umsonst täte ich's nicht!“

Die braune Ameise: „Freiheit den Ameisen! Die ganze Welt den Ameisen! Allerdings dürfen es keine schwarzen sein.“

Der Führer: „Alle mir nach und ich führe euch aus dem November in den Dezember.“

Die Löwenschule: „Wenn du dich ansprechen geht, nennt man es das Recht des Stärkeren oder die Frage der Löwenchre.“

Was heißt „Abdis Abeba“

Der Name der abessinischen Hauptstadt ist zurzeit oft genannt, aber die wenigsten dürften Näheres über diese Stadt wissen. Sie wurde im Jahre 1893 von Kaiser Menelik gegründet und erhielt den Namen Abdis Abeba — die Betonung liegt auf den beiden Anfangs A! —, das heißt „Neue Blume“, von dessen Lieblingsfrau Taitu verliehen. Heute hat die Stadt etwa 70.000 Einwohner, darunter rund 200 Europäer. Da sie 2424 Meter über dem Meerespiegel liegt, ist das Klima durchaus erträglich,

Begegnung und Gedenken

Die Straße, sonnenüberflammt, liegt in mittäglicher Stille. Nur ein paar Menschen auf dem sonst so belebten, beweglichen Boulevard. Alles ist gesäubert vor der Hitze. Jrgendwohin. In den Schatten, in die Küche. Eine unausschiebbare Besorgung führt mich um diese Zeit die Straße entlang. Die Luft dampft. Man kann kaum atmen.

Ich bleibe stehen stehen. Dinge nach Luft. Unwillkürlich wende ich mich zum nächsten Schaufenster, um dieses Stehenbleiben nach außen hin zu motivieren und meine Erschöpfung zu verbergen. Das Schaufenster zeigt hinter seinen hohen Glascheiben die Auslage einer Buchhandlung. Es ist eine große, reich und geschmackvoll aufgemachte Auslage, mit Büchern in allen Sprachen. Ich überfliege flüchtig, aber doch schon wieder interessiert, Namen, Titel. Da entdecke ich, besonders hervorgehoben und augenfällig placiert, ein Buch in weißem Umschlag. Titel: „Geschichte der modernen deutschen Literatur“. Verfasser: „Dr. Werner Maehrholz“. Plötzlich habe ich alles vergessen. Die Hitze und alles sonst, was das Leben im Augenblick schwer erträglich macht. Plötzlich denke ich noch eins: Werner Maehrholz.

Er war ein Freund. Viele Jahre hindurch. Im Kollegenkreis jenes Zeitungsverlages, in dem wir damals gemeinsam arbeiteten, lernten wir uns kennen. Schon damals hatte Maehrholz sich außerhalb der journalistischen Tagesarbeit einen Namen gemacht. Durch sein Buch über Dostojewski, sein mutiges Hervortreten innerhalb der deutschen Studentenschaft, die er aufforderte, sich zur Demokratie zu bekennen und sich nicht einsperren zu lassen von den Fallstricken der Reaktion. In der damaligen „Vossischen Zeitung“ war er der Kulturpolitiker. Man hätte keinen Besseren finden können für diesen Posten. Denn Werner Maehrholz war selbst ein wahrhaft kultivierter Mensch. Innerlich und äußerlich. Und ohne jenen Anhauch von Enochismus, der heutzutage — leider — manchmal mit dem Wort Kultur in gewissen Kreisen verbunden ist. In seinem täglichen Aufgabekreis kämpfte Maehrholz für alles, was dem fortschrittlichen Menschen als Kultur-Notwendigkeit erscheint: insbesondere aber für die Freiheit der Kunst und der Wissenschaft. Sein letzter großer Aufsatz, erschienen in der „Vossischen Zeitung“, den er auf dem Sterbebette in einem Meraner Sanatorium seiner Frau in die Maschine diktierte, war eine glühende Liebeserklärung an seine Vaterstadt Berlin und nochmals ein Appell an die Studentenschaft, daß sie die großen Traditionen von 1848 wahren möge.

Niemand von uns, die wir zu seinem engsten Freundeskreis gehörten, hatte geahnt, daß Werner Maehrholz seit Jahren ein totkranker Mann war. Niemand hätte es ihm angesehen. Groß und stattlich, zeigte sein Gesicht stets eine frische gesunde Farbe, von heiterem, ausgeglichener und zuberfächtlichen Temperament, kannte er keine Müdigkeit in der Arbeit. Vormittags bestätigte er sich in der Redaktion, abends hielt er Vorträge, nachts schrieb er an seinem Buch — eben an jener Literaturgeschichte — und zwischendurch sprach er noch im Mundfunk oder empfing Freunde, um mit ihnen leidenschaftlich die Probleme der Zeit zu diskutieren. Als die Literaturgeschichte dann erschien — ein stolzes großes Werk, sandte er sie mir mit der lakonischen Widmung: „Eine Lesefibel für Katja“. Wenige Monate später kam jenes schwere innere Leiden plötzlich zum Ausbruch. Kaum ein halbes Jahr darauf — er hatte noch den Erfolg seines Buches erleben dürfen — starb Werner Maehrholz. Mit 89 Jahren. Den Zusammenbruch all-

dessen, wofür er sein Leben lang gekämpft hatte, brauchte er nicht mitanzusehen. Es war ihm erspart geblieben.

In Deutschland sind die Bücher von Maehrholz verbrannt und verboten worden. Vor allem jene Literaturgeschichte, die mutig, großzügig, freiheitlich und kritisch geschrieben war wie kaum eine zweite. In Prag kann man sie noch kaufen. Wie gern, lieber Werner, würde ich sie mir auf der Stelle aus der Buchhandlung holen, denn meine „Lesefibel“ ist drüben geblieben. Weißt du, ich nahm nämlich etwas hastig Abschied aus Deutschland. Da stand mir der Kopf nicht nach Büchern. Ich möchte so gern dein schönes weißes Buch wieder haben, lieber Freund, aber es geht nicht. Es liegt so an den Verhältnissen . . .

Katja,

Kind einer unglücklichen Ehe

Von Katja

Es hat die Augen, die schon vieles wissen, sein Lächeln ist nicht frei von Ironie. Und Kindsein heißt ihm nicht mehr: Zärtlichkeit und Küssen,

es wirkt bereits ertwachsen — irgendwie.

Zwar spielt man froh mit Silberbuch und Lortz, jauchzt selig, wenn ein Luftballon sich hebt, doch ist solch Freuen nicht von jener Sorte, das glücklich-kindlich über allen Dingen schwebt.

Das uns erzittern macht in seiner Reinheit, das Pflanzen, Blüten, Schmetterlingen gleicht, und tief bewußt uns werden läßt die eigne Reinheit, die nur noch zu trivialem Fühlen reicht.

Dies Kind hier kennt den dumpfen Druck von Ketten,

das Schmeigeln, quälend bis zur Explosion, es hört der Eltern Streiten nachts in ihren Betten,

und Liebe ist ihm längst schon — Illusion, Murre, Papa, ihr Freundlichkeit ist nur Komödie,

die sie dem hellen Tag zuliebe vor dem Kleinen spielen,

er aber ahnt die menschliche Tragödie, doch taftvoll läßt er nichts von seinem Wissen fühlten.

Auch sonst hat jenes Kind bereits gelernt zu schweigen,

Schmerz zu verschließen in der eignen Brust; zu hüten sich, das Innere zu zeigen, es lebt schon heut nicht mehr als Kind, es lebt — bewußt.

Nur seine Augen, die so vieles wissen, sein Mund, der nicht mehr frei von Ironie, sehnt sich dennoch nach Zärtlichkeit und Küssen, sehnt sich nach Kindsein. Und man merkt es irgendwie.

Weiteres

Ueberraschende Wirkung. Zwei Freunde, ein Arzt und ein Rechtsanwalt, speisen in einem besseren Restaurant. Als ihnen nach verschiedenen Gläsern Wein der Alkohol etwas in den Kopf gestiegen ist, ruft der Jurist: „Herr Ober, bitte geben Sie mir mal das Strafgesetzbuch!“ Der Ober verschwindet. Nach einer Weile kommt er zurück: „Ich bitte um Entschuldigung, der Chef läßt sagen, daß wir kein Strafgesetzbuch haben, aber den Wein, den die Herren getrunken haben, brauchen Sie nicht zu bezahlen.“

Chanson vom großen Publikum

Von Joachim Ringelnatz.

Wer die Masse kennt, wird auf links herum Oder rechts herum erfolgreich sein, Wenn er Schwindel macht. Denn das Publikum, Fällt auf jeden Schwindel stets herein.

Ganz altaktuell, recht und möglichst dumm, Breit und kitschig muß die Sache sein. Denn das Publikum, das große Publikum Fällt auf jeden Schwindel glatt herein.

Von dem Drum und Dran und von dem Dran und Drum

Will es gar nicht unterrichtet sein. Denn das Publikum, das große Publikum Fällt auf jeden Schwindel gern herein.

Applaudiert ihr jetzt mir? Und wozu ja, warum?

O ich prüfe euch an diesem Stein! Denn das Publikum, das große Publikum Will durchaus, durchaus beschwindelt sein.

Technik und Erziehung. „Ja, heutzutage sind die Kinder schlecht erzogen.“ seufzt Frau Meyer, „aber daran ist nur die verfluchte Technik schuld.“ Erstaunt erkundigt sich Frau Huber, was die Technik mit der Erziehung zu tun habe. Da versteht Frau Meyer: „Ja, sehn's früher, wenn so ein Kind schlümm war, hat man einfach nach dem Teppichklopper gegriffen und es war schon brav. Welches Kind aber fürchtet heute den Staubsauger?“

Galante Umschreibung. Sehr dicke Dame (ängstlich zum Sportlehrer): „Kann man sich beim Hinfallen nicht alles mögliche brechen?“ — „Sie nicht, gnädige Frau! Sie haben einen zu tief liegenden Knochenbau.“

Wildernder Umstand. Neureichs hören Radio. Eben sagt der Sprecher Beethovens Erste Symphonie an. „Die gefällt mir gar nicht“, sagt Frau Neureich nach einer Weile. „Du darfst nicht vergessen, daß es die erste war, die er schrieb“, meint Herr Neureich nachsichtig.

Grund zum feiern. „Meine Damen und Herren!“ begann der Vorsitzende des Gesangsvereins „Halbe Lunge“ seine Rede. „Wir sind heute in der glücklichen Lage, ein Doppeljubiläum feiern zu können. Erstens ist unser lieber Walter Kimmertiel heute zehn Jahre Mitglied des Vereins und zweitens ist er genau fünf Jahre mit der Zahlung des Beitrages im Rückstand!“

Hervorragende Gattin. „Man hat mich aus dem Gerichtssaal hinausgewiesen!“ — „Warum denn?“ — „Als mein Mann drei Monate Gefängnis erhielt, habe ich Weisfall geklatscht!“

Ellis. „Was, Sie machen mir jetzt schon einen Heiratsantrag? Mein armer Gatte ist doch erst jüngst gestorben und ich muß mich doch erst über diesen Verlust trösten!“ — „Bitte, gnädige Frau, darf ich im Nebenzimmer darauf warten?“

Die Sprachkundige. „Ihr Gatte beherrscht sieben Sprachen, das ist erstaunlich!“ — „Oh, ich beherrsche noch viel mehr. „Wie wäre das möglich?“ — „Nun, ich beherrsche meinen Mann mit samt seinen sieben Sprachen!“

Beim Arzt. „Ein Glück, daß Sie zu mir gekommen sind, Herr Lehmann — es war nämlich die höchste Zeit . . .!“ — „Das kann ich mir denken, Herr Doktor — heutzutage brauchen eben alle Leute Geld!“